

Zeitschrift: Werdenberger Jahrbuch : Beiträge zu Geschichte und Kultur der Gemeinden Wartau, Sevelen, Buchs, Grabs, Gams und Sennwald
Herausgeber: Historischer Verein der Region Werdenberg
Band: 16 (2003)

Buchbesprechung: Buchbesprechungen

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 26.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Sprachkundiger Glaubensbote

Gerold Hilty
Gallus und
die Sprachgeschichte
der Nordostschweiz

VGS Verlagsgemeinschaft

Gerold Hilty:
«Gallus und die
Sprachgeschichte
der Nordost-
schweiz». VGS
Verlagsgemein-
schaft St. Gallen.
St. Gallen 2001.
238 Seiten.

Die Indizien seien
stark genug, um
an der irischen

Herkunft von Gallus zu zweifeln und eine Herkunft aus dem Raum Vogesen–Elsass in Betracht zu ziehen: Zu diesem Schluss kommt der Philologe Gerold Hilty in seinem Ende 2001 erschienenen Buch «Gallus und die Sprachgeschichte der Nordostschweiz». Seine Erkenntnis basiert auf jahrelangen sprachwissenschaftlichen Studien, die eigentlich der Sprachsituation im 7. Jahrhundert galten, zu deren Darstellung die Lebensbeschreibungen des Glaubensboten aber die wichtigste Quelle sind und damit auch Gallus selber zum «Forschungsgegenstand» werden liessen.

Das Buch wurzelt in seiner Herkunft, schreibt Gerold Hilty im Geleitwort, es enthalte «so etwas wie eine geistige Heimkehr». Hilty lebt heute in Oberrieden am Zürichsee und hatte während über 30 Jahren an der Universität Zürich den Lehrstuhl für Romanische Philologie inne, aufgewachsen aber ist er in der Stadt St. Gallen, in einer Familie, die, wie er schreibt, «mütterlicherseits fest im st. gallischen Bürgertum verwurzelt war und die väterlicherseits aus Grabs im St. Galler Rheintal stammte». St. Gallen und Grabs seien auch zwei entscheidende Stationen im Leben des Glaubensboten gewesen. Und dessen Wirken in der Nordostschweiz wiederum bildete für Hilty den Ausgangspunkt für sprachwissen-

schaftliche Forschungen, die er seit den siebziger Jahren in einer Reihe von Studien publiziert hat und in seinem jüngsten Buch nun in überarbeiteter und ergänzter Form zusammengefasst vorlegt.

Gerold Hiltys Interesse gilt der Sprachsituation in der Nordostschweiz im 7. Jahrhundert, in der Zeit, als der irische Pilgerabt Columban mit seinen Schülern – unter ihnen Gallus – an den Bodensee kam. Die Gegend der Nordostschweiz war damals geprägt von der Auseinandersetzung zwischen dem Erbe des Römischen Reichs und dem Vordringen der Alamannen und damit vom Aufeinandertreffen der romanischen und der alamannischen Sprache. Aufgrund einer kritischen Analyse der Lebensbeschreibungen von Gallus, der sogenannten Gallus-Viten, sowie der Lebensbeschreibung des heiligen Columban – ergänzt und abgesichert durch Erkenntnisse der Geschichtswissenschaft, der Archäologie sowie insbesondere der Namenkunde – lässt er die Situation des Aufeinandertreffens der beiden Sprachen lebendig werden. Er zeigt auf, dass in der Linthebene die romanisch-alamannische Sprachgrenze um 610 unmittelbar südöstlich von Tuggen lag (dem Ort, dessen Bewohnern die Glaubensboten erfolglos die christliche Botschaft zu überbringen suchten) und dass sich am Bodensee die romanische Sprache bei einem Teil der Bevölkerung von Konstanz, Arbon und Bregenz erhalten hatte. Während Konstanz und Arbon jedoch bereits romanische Sprachinseln waren, stand Bregenz noch in Verbindung mit einem romanischen Hinterland. Die Nordgrenze des damals noch zusammenhängenden romanischen Sprachgebiets lag beim Hirschsprung. Die Glaubensboten kamen also in einen teilweise zweisprachigen Raum, bewohnt von noch «heidnischen», sich ausbreitenden Alamannen sowie von bereits zur Zeit des Römischen Reiches christianisierten Romanen.

Folgerichtig stellt sich Hilty die Frage, wie sich Gallus mit diesen Menschen verständigen konnte, in welcher Sprache er zu ihnen predigte. In den Lebensbeschreibungen von Gallus, dessen älteste nur in Fragmenten erhalten geblieben ist und in ihrer frühesten Schicht bis ins Jahr 680 (rund eine Generation nach dem Tod von Gallus) zurückreicht, findet sich der Beweis, dass Gallus schon bei seiner Ankunft im Bodenseeraum sowohl alamannisch als auch romanisch predigen konnte – eine Sprachkompetenz, die einem Iren nicht ohne weiteres zuzutrauen ist. Hilty gelangt denn auch zum Schluss – und er weist das mit einer akribisch recherchierten Indizienkette nach –, dass Gallus nicht Ire war, sondern ein Romane, aufgewachsen in den Vogesen, wo damals enge Beziehungen zum benachbarten alamannischen Elsass bestanden. Das älteste Indiz hierfür findet er in der um 640 verfassten Lebensbeschreibung Columbans. Der Ire Columban hatte in Luxeuil in den Vogesen ein Kloster gegründet, wo gemäss Belegen in den Quellen nicht nur Schüler irischer, sondern auch gallischer Herkunft lebten. Von ihnen begleiteten einige – unter ihnen Gallus – den Meister nach Alamannien und später nach Italien. Darin, dass sich Gallus weigerte, mit Columban nach Italien zu ziehen und hierfür offenkundig sogar eine harte Strafe auf sich nahm, erkennt Hilty einen weiteren Beweis für Gallus' besonders enge Beziehung zu den Alamannen: bei ihnen sieht der Glaubensbote seine missionarische Aufgabe.

Unter den zahlreichen Hinweisen, die für die vogesische Herkunft sprechen, führt Hilty den Namen an: Gallus sei ein lateinischer Name, der im sechsten und siebten Jahrhundert in Frankreich gut belegt sei und dessen in den ältesten St. Galler Urkunden aufscheinende Flexionsform (*Gallus, Gallonis, Galloni, Gallonem, Gallone*) nicht auf die Latinisierung eines irischen Namens hindeute, sondern auf

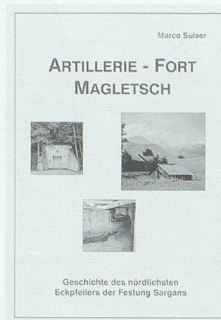
eine Form, deren Verwendungsschwerpunkt in Ostfrankreich liege. Schon in den früheren Studien – so im Werdenberger Jahrbuch 1992 – wies Gerold Hilty darauf hin, dass Gallus jenes reine und kompromisslose Christentum irischer Prägung vertrat, wie es Columban verkündete, und sicher sei, dass er in St. Gallen später als Ire galt. Das schwierige Vorhaben, allein im Bodenseeraum zurückzubleiben und die Alamannen für die christliche Lehre zu gewinnen, habe jedoch des Rückhalts im benachbarten romanischen Gebiet bedurft, dessen Christentum im 7. Jahrhundert bereits eine lange Tradition und tiefe Wurzeln besass. Die Flucht von Gallus nach Grabs – er fürchtete, den Zorn des alamannischen Herzogs Cunzo auf sich gezogen zu haben – sieht Hilty als Ausdruck der Notwendigkeit dieses Rückhalts und des Umstandes, dass sich Gallus im Spannungsfeld zwischen zwei Welten befand: zwischen der romanisch-spätantiken, christlichen Geisteskultur, zu der das Gebiet südlich des Hirschsprungs gehörte, und dem missionarischen Eifer eines Columban-Schülers, der sich zum Ziel gesetzt hatte, die Alamannen zum Christentum zu bekehren.

Naheliegenderweise hat sich die Forschung wiederholt mit den Sprachkenntnissen von Gallus befasst und dazu Thesen entwickelt. Ebenso naheliegenderweise kratzen Hiltys sorgfältig begründete Schlussfolgerungen am lange gehegten Bild des «irischen Glaubensboten» und geben somit Anlass zu Auseinandersetzungen um unterschiedliche Auffassungen beziehungsweise Geschichtsbilder.

Allerdings ist das vorliegende Buch nicht primär vor dem Hintergrund dieses «Kulturstreits» um die Herkunft von Gallus zu lesen: Ebenfalls Gerold Hiltys sprachwissenschaftliche Ausführungen bieten anregende, bereichernde und leicht lesbare Lektüre. Er selber sagt, er habe das Buch keineswegs geschrieben, um zu beweisen, dass Gallus nicht Ire war. Die aus den Studien gewonnene Gewissheit, dass Gallus aus dem Raum Vogesen-Elsass stamme, betrachte er als Nebenprodukt, «weil im Zentrum meines Bestrebens die Absicht stand, ein möglichst lebendiges Bild der Sprachsituation in der Nordostschweiz des 7. Jahrhunderts zu zeichnen». Das ist ihm zweifellos gelungen.

H.J.R.

Schon als Knabe von der Festung fasziniert



Marco Sulser:
«Artillerie-Fort Magletsch. Geschichte des nördlichsten Eckpfeilers der Festung Sargans». Erschienen im Eigenverlag des Verfassers. Gretschins 2002. 46 Seiten.

Der im wartausischen Gretschins aufgewachsene und noch heute dort wohnhafte Marco Sulser streifte schon in seiner Jugend im Gelände der Festung Magletsch umher, die sozusagen vor seiner Haustüre liegt. Durch die vielerorts angebrachten Schilder «Betreten und fotografieren verboten» schwebte damals über der Anlage ein Hauch des Geheimen und Unerlaubten, der Marco Sulser erst recht anzog und seine Neugierde weckte. 1990 verstärkte sich die Faszination der Festung, da sein Vater, der in Gretschins ein kleines Sanitätsgeschäft betreibt, in der Anlage einen Auftrag auszuführen hatte, womit sich dem Autor die Gelegenheit bot, ihn zu begleiten. Die beiden durften sich aber damals – und darauf wurde strengstens geachtet – nur dort aufhalten, wo der Vater die Arbeit auszuführen hatte. Zudem musste vorgängig in Bern eine Bewilligung besorgt werden, damit Sohn Marco seinen Vater überhaupt begleiten durfte.

Dank seiner militärischen Einteilung bei den Festungstruppen in Mels eröffnete sich ihm dann aber zwei Jahre später – während der Rekrutenschule – doch die Möglichkeit, etwas mehr von diesem Fort zu sehen. Als dann kurz darauf publik wurde, dass Magletsch als Anlage erhalten und teilweise auch der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden soll, engagierten sich Vater und Sohn Sulser sofort für dieses Vorhaben und taten sich mit Gleichgesinnten zusammen, um diese Pläne mit Unterstützung des Festungswachtkorps zu realisieren. Dadurch erhielten sie Gelegenheit, das weit verzweigte unterirdische Netz näher kennen zu lernen. Dank des Einsatzes vieler freiwilliger Helfer konnte das erklärte Ziel schon 1996 erreicht werden. Gleichzeitig begann sich der Autor nun intensiv um

die historischen Hintergründe zu kümmern, die zum Bau dieses Artillerieforts führten.

Mit dem Einmarsch der deutschen Truppen in Österreich im März 1938, als die Grenze des Dritten Reiches praktisch von einer Stunde auf die andere an der Schweizer Ostgrenze dem Rhein entlang verlief, beginnt die umfassende und 46 Seiten starke Broschüre im A4-Format. Die politische und militärische Bedrohungslage mit der Planung und dem Baubeginn der Festung Sargans wird ebenso genau beschrieben wie die beschwerlichen und gefährlichen Arbeiten bis zu ihrer Vollendung. Die im Zusammenhang mit den deutschen Operationsplänen gegen die Schweiz und die damit einhergehenden Spionagetätigkeiten gegen die schweizerischen Landesbefestigungen sind weitere spannende Kapitel, wie auch das Kriegsende mit dem anschliessenden Kalten Krieg und der darauf folgenden Entspannung und der Neuorientierung Mitte der neunziger Jahre. Karten der Festungen Sargans und Magletsch aus den Kriegsjahren, Panoramafotos aus verschiedenen Maschinengewehrstellungen aus jener Zeit sowie gegen 30 Skizzen und Ansichten militär-technischer und strategisch-taktischer Art ergänzen die mit vielen Zitaten versehenen Texte. Ein umfangreicher Quellenkatalog reicht von den namentlich genannten Gewährsleuten über Filmdokumente des Armeefilmdienstes, über Bildmaterial des VBS und amtliche Dokumente des Bundesarchivs und der Militärbibliothek in Bern bis zu den benützten Zeitschriften und einer umfangreichen Fachliteratur.

Zu wünschen gewesen wäre der einfachen Broschüre, die der Autor all jenen gewidmet hat, «die beim Bau der Festungsanlagen zur Verteidigung unserer Heimat ihre Gesundheit und ihr Leben riskiert oder gar verloren haben», ein etwas professionelleres Layout, ebenso kann die Qualität der Reproduktionen nicht in allen Belangen überzeugen. Für den Historiker wären genaue Quellenangaben zu den Zitaten wertvoll gewesen, auch wenn deren Fehlen das breite Publikum wohl kaum stören wird. Gesamthaft betrachtet bietet die Arbeit dem militärhistorisch Interessierten jedoch einen umfassenden Einblick in ein lange Zeit unter strengster militärischer Geheimhaltung gestelltes Objekt. Und dem für geschichtliche und heimatkundliche The-

men zugänglichen Leser, der den von Marco Sulser beigefügten Leitspruch «Des Menschen Verhängnis ist, dass er vergisst» verstanden hat, öffnet die Schrift ein von vielen Legenden und Gerüchten umwobenes Kapitel aus einer bedrohlichen und düsteren Zeit der jüngeren Geschichte unseres Landes und unserer Region im Speziellen. H.G.

Das Bundeshaus und sein Architekt



*Andreas Müller:
«Der verbitterte
Bundeshaus-
architekt. Die
vertrackte
Geschichte des
Parlaments-
gebäudes und
seines Erbauers
Hans Wilhelm
Auer (1847–
1906).» Orell*

Füssli Verlag AG. Zürich 2002. 220 Seiten.

Das in der Märzsession 2002 von den eidgenössischen Räten mit einer Feierstunde begangene 100-Jahr-Jubiläum des Parlamentsgebäudes in Bern ist vom Schweizer Volk eher wenig beachtet vorübergegangen. Auch dürfte die Tatsache, dass der Erbauer, Hans Wilhelm Auer, Sennwalder Bürger war, nicht allzu vielen bekannt sein. Die Baugeschichte dieses nicht überall geliebten nationalen «Klotzes» erweist sich nun aber mit Andreas Müllers Buch als spannende Reise in die Zeit um die vorletzte Jahrhundertwende. Dass dabei die Kunstgeschichte und auch die politischen Ränkespiele zur lehrreichen, aber nie trockenen oder humorlosen Abhandlung werden, ist das Verdienst des Autors, der selber diplomierter Architekt ist. In bisweilen beschwerlicher Spurensuche hat er das Leben und Wirken von Hans Wilhelm Auer aufgrund neu erschlossener Briefe und Dokumente dem Vergessen entrissen, und es ist das Porträt eines Mannes entstanden, der nach einer wahrscheinlich eher traurigen Jugendzeit als erfolgreicher Student beim berühmten Gottfried Semper in Zürich studiert hatte, der später nach Wien reiste, dort schnell zur rechten Hand einer damals bekannten Architektenpersönlichkeit wurde und es sogar zu einem von Kai-

ser Franz Josef I. persönlich verliehenen Orden brachte.

Aufgewachsen ist Auer nicht in Sennwald, sondern in St.Gallen und Zürich. Der Autor schildert sehr anschaulich, wie der junge ETH-Student durch die damals eben erst fertig gestellte Architektur des Hochschulgebäudes, mehr aber noch durch seinen gestrengen Lehrer Semper so nachhaltig beeindruckt war, dass er sich auch später fast nicht aus dessen Schatten zu lösen vermochte. Sempers Idee der Architektur lehnte sich stark an antike Vorbilder und die Bauten der Renaissance an; jeder Bogen, jedes Detail der Fassade musste eine tiefere Bedeutung im Sinn einer humanistischen, politischen oder weltanschaulichen Botschaft haben, deren Sprache schon damals nur diejenigen verstanden, die über eine entsprechende Bildung verfügten. Allerdings waren allegorische Darstellungen sehr in Mode, so dass dafür sicher ein breiteres Verständnis vorhanden war als heute. Sempers Idee einer «politischen Architektur» war zur damaligen Zeit das Vorbild, an dem sich jeder Bau, der über das allzu Profane hinausgehen sollte, zu messen hatte.

Die damaligen Architekturstudenten mussten nebst technischen Fähigkeiten eine beachtliche künstlerische Begabung haben. Ihre Zeichnungen und Arbeiten, liebevoll koloriert und detailversessen dargestellt, könnten heute gut und gern als Wandschmuck dienen. Auer zeigte offensichtlich ein besonderes Talent und schloss die Studien als Bester seines Jahrganges ab. Mit einem Empfehlungsschreiben Sempers in der Tasche reiste er nach Wien, um dort bei Theophil Hansen weiterführende Studien zu betreiben. Wien bot zu damaliger Zeit für Architekten ein interessantes Betätigungsfeld, wurden doch gerade die alten Stadtbefestigungen abgerissen und die berühmten «Ringe», breite, alleegesäumte Strassen mit repräsentativen Prachtbauten, errichtet. Auer wurde für Hansen schnell zum unentbehrlichen, erfolgreichen Mitarbeiter sowohl in der Akademie wie auch im privaten Architekturbüro, das die kaiserliche Protektion genoss und sich nicht mit kleinen Aufträgen herumschlagen musste. Daneben beteiligte sich der junge Schweizer an Wettbewerben im In- und Ausland, so auch, als die Stadt Zürich die Quai- und Parkanlagen sowie die anstossenden Quartiere mit Einbezug eines

neuen Stadthauses, der Quaibrücke, der Tonhalle, des Theaters usw. neu zu errichten gedachte. Auer machte sich sogleich ans Werk und präsentierte der (wahrscheinlich) sehr erstaunten Jury einen Plan, nach dem er nicht nur die «archäologisch höchst unbedeutende Fraumünsterkirche» abreißen wollte, sondern an deren Stelle ein pompöses Theater im Stil einer Semperoper zu errichten gedachte.

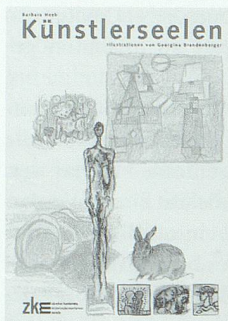
Nach der Emeritierung seines Chefs arbeitslos geworden, streckte Auer die Fühler wieder in Richtung Heimat aus. 1885 schrieb der Bundesrat einen Wettbewerb zur Errichtung eines «Bundesrathshauses» aus. Auer, der bereits in Wien mit den Schweizer Diplomaten gute Beziehungen gepflegt hatte, machte sich, durch letztere ermuntert, ans Werk. Er nahm seinen Wohnsitz in Bern, gedachte aber, nach drei Jahren wieder nach Wien zurückzukehren. Wettbewerb, Planung und schliesslich Bau und Ausstattung des Bundeshauses wurden in der Folge eine fast zwanzig Jahre dauernde, aufreibende und von vielen Intrigen begleitete Angelegenheit. Die Gepflogenheiten der damaligen Bundesparlamentarier, politische Ränkespiele hinter den Kulissen, aber auch die Rechtfertigung des in weiten Kreisen auf heftige Ablehnung stossenden Prunkbaus zehrten an den körperlichen und seelischen Kräften Auers. Was das «hervorragendste schweizerische Baudenkmal, das für alle späteren Jahrhunderte unserer Zeit zur Ehre gereicht», werden sollte, erwies sich für Auer als Stückwerk angesichts der vielen Kompromisse und Zwänge, aber auch der scharfen Kritik, zu deren Exponenten auch Carl Hilty gehörte. Selten, so schrieb Auer später, sei ein Bauprogramm von einer solchen Menge äusserer Beschränkungen erfüllt gewesen, wie es beim Bundeshausbau der Fall gewesen sei.

Nach Beendigung dieses Riesenprojektes war Auer wieder ohne Aufträge, bis er im Auftrag der Bundesbahnen Pläne unter anderem für den Bau des St.Galler Bahnhofs erstellte. Erst 59-jährig und enttäuscht und verbittert, verstarb er in Bern nur vier Jahre nach Abschluss des Bundeshausbaus.

Auers wechselvolle Lebensgeschichte liest sich spannend und eindrucklich. Mentalität, politische Ränkespiele und Gepflogenheiten der damaligen Zeit wer-

den lebendig und bieten über die angenehme Lektüre hinaus Einblick in eine Epoche, die uns trotz zeitlicher Nähe fern und fremd ist. M.S.

Wege zur Kunst für Kinder



Barbara Heeb:
«Künstlerseelen».
Verlag der Zürcher Kantonalen Mittelstufenkonferenz (ZKM), Elgg 2002.
96 Seiten, 28 Reproduktionen.

Die in Buchs aufgewachsene Jung-
lehrerin Barbara Heeb, die im bündnerischen Parpan eine Mittelstufenklasse unterrichtet, beschäftigte sich bereits in ihrer Ausbildungszeit am Seminar in Sargans mit der Frage, wie Kunst den Kindern näher gebracht werden kann. Damals entstand eine Methodikarbeit, in der erfolgreich versucht wurde, den Kindern den Zugang zum grossen Maler Paul Klee und seinen Werken zu öffnen.

In der vorliegenden Arbeit hat Barbara Heeb den Bogen nun weiter gespannt und eine Vielfalt von Ideenskizzen kreierte, wie Kinder durch Malen, Zeichnen und Gestalten aktiv Bilder erkunden können und damit durch eigenes Tun die Künstler und ihre Werke kennen lernen können. Neben Paul Klee werden dabei weitere Künstlerinnen und Künstler wie Mili Weber, Heinz Julen, Keith Haring, Elisabeth Arpagaus und Rudolf Mirer besprochen, aber auch auf die Klassiker Albrecht Dürer, Vincent van Gogh, Giovanni Segantini und Alberto Giacometti wird eingegangen. Vielfältig und immer wieder überraschend sprudeln die Ideen daher, so dass mit Hilfe dieses Werkes während der Schulstunden nicht nur in den Kindern, sondern auch in den Lehrkräften selbst die Künstlerseelen geweckt werden im Sinn einer Aussage des grossen Dichters Goethe: «Die Menschheit wird erst glücklich sein, wenn alle Menschen Künstlerseelen haben werden, das heisst, wenn allen ihre Arbeit Freude macht.»

Wie vor bald 200 Jahren wird dies auch heute noch zutreffen, und es ist ein erklärtes Ziel des Buches, die Kinder durch die Welt der Bilder für Kunst zu begeistern,

wobei die Schüler nicht nur die Bilder durch eigene Tätigkeiten, sondern auch das Leben der Künstler und Künstlerinnen aktiv erkunden können. Ideen und Fantasien sowie die Freude am eigenen Experimentieren sollen gefördert werden, und wichtiger als das eigentliche Endprodukt der kreativen Eigentätigkeit erscheint der Autorin der Arbeitsprozess an sich. Die aktive und spielerische Bildbetrachtung soll Spuren über den Unterricht hinaus hinterlassen und die Kinder für das jeweilige Thema sensibilisieren, um eine Beziehung zu den vorliegenden Bildern einzugehen und gleichsam mit dem Bild zu kommunizieren. Dadurch werden tiefere Eindrücke hinterlassen als in der distanzierten Bewunderung allein. Die Erfahrung der Aussage und die Gestaltung der Inhalte der verschiedenen Kunstwerke, das Staunen darüber und das Betrachten der dargestellten Dinge und Erscheinungen als etwas nicht Selbstverständliches möchten Hilfe bieten, die in uns schlummernden Künstlerseelen zu wecken und die Freude am eigenen Tun zu fördern.

Die Kinder werden durch die Bildbetrachtungen auf verschiedenen Ebenen angesprochen, und vielfältige Sinneserfahrungen stehen im Vordergrund: Erleben, Aufnehmen, Wiedergeben und Gestalten von Empfindungen, Fantasien und Erfahrungen. Sie lernen auf der Ebene der Selbstkompetenz neue, auch im Alltag hilfreiche Verhaltensmuster kennen, sie erfahren, dass Ausdauer und Konzentration wichtig sind und verfeinern dabei ihre motorischen Fähigkeiten. Das Erkennen von Unterschieden in der gestalterischen Ausdrucksfähigkeit und die Auseinandersetzung mit verschiedenen Werthaltungen, die kritische Stellungnahme sowie der Umgang mit Fremdkritik wollen Hilfe sein, die Sozialkompetenz zu verbessern. Die Erkenntnis, dass sich alles Gestaltete an Bestehendem orientiert und die Entwicklung eines reichhaltigen Repertoires an Ausdrucks- und Gestaltungsmitteln fördern zudem die Sachkompetenz der Schüler.

Die Unterrichtseinheiten bestehen jeweils aus einer kurzen Biografie der vorgestellten Künstler und Künstlerinnen, einer Bildbeschreibung und möglichen Zielformulierungen. In den sogenannten Unterrichtsbausteinen wird zu jedem besprochenen Bild eine Fülle von Vorschlägen gemacht, wie mit dem Kunstwerk ge-

arbeitet werden kann. Sie geben wertvolle Anregungen, lassen aber auch viel Freiraum offen, um persönliche Ideen einzubringen.

Die im Buch besprochenen Kunstwerke sind als Postkarten in der Sammlung enthalten. In dieser Form lassen sie sich im Unterricht weit besser einsetzen als Farbbilder in einem Buch. Die insgesamt 28 Reproduktionen enthalten Kunstabbildungen und werden ergänzt durch Farbaufnahmen aus dem Umfeld der Künstler sowie – zu speziellen Unterrichtsideen – durch etliche Farbbilder aus der Hand der Autorin.

Barbara Heeb und die Illustratorin Georgina Brandenberger haben dieses Buch selber zu einem kleinen Kunstwerk reifen lassen, das nicht nur Lehrkräfte anspricht, sondern auch als Geschenk geeignet ist.

H.G.

45 Lebenswege in Bild und Text



Peter Fuchs,
Pascal Tschhäuser,
Oliver Häberlin: «Von und zu Werdenberg». Buchs 2002. 95 Seiten.

Die Werdenberger Bibliografie ist um einen Spross reicher. Der Bildband «Von und zu Werdenberg» der drei Buchser Peter Fuchs (Fotografie), Pascal Tschhäuser (Text) und Oliver Häberlin (Grafik) präsentiert in modernem Layout «45 Lebenswege» – so der Untertitel des Buches – von Werdenbergerinnen und Werdenbergern. Solchen, die seit je hier wohnen. Solchen, die zugewandert sind und in unserer Region eine neue Heimat oder zumindest eine Zwischenstation in ihrem Leben gefunden haben. Und solchen, die das Werdenberg verlassen und ihren Weg in fernen Landen gemacht haben. Das Werk versteht sich als Vertiefung der Idee zur Skulptur «Grenzen», die der Künstler René Düsel und der Fotograf Peter Fuchs als künstlerischen Beitrag der Gemeinde Buchs zum St.Galler Kantonaltag an der Expo.02 geschaffen haben.

Das Team der Buchmacher musste sich mächtig ins Zeug legen, um das ambitionöse Projekt innerhalb von etwa neun Monaten zu realisieren. Viel Kredit – was für

einmal durchaus auch wörtlich zu verstehen ist – haben den drei jungen Buchmachern nicht viele, die angefragt wurden, gegeben. Die Vorwürfe der Skeptiker waren zahlreich: Zu kurz sei die Zeit, zu wenig ausgereift das Projekt, nicht repräsentativ die Auswahl der Persönlichkeiten, die zu porträtieren sich die Buchmacher vorgenommen hatten.

Allen Warnungen und Unkenrufen zum Trotz ist das Buch «Von und zu Werdenberg» rechtzeitig zum St.Galler Kantonaltag an der Expo.02 am 15. August 2002 erschienen. Der Mut, Neues zu wagen, war Peter Fuchs, Pascal Tischhauser und Oliver Häberlin Programm. Dies haben sie auch für jene 45 Personen zum Massstab gemacht, die für Porträts auserwählt wurden. Freilich bietet diese Auswahl Stoff für Diskussionen. Dass die weltweit bekannte wie anerkannte, in Grabs und Buchs aufgewachsene Künstlerin Pipilotti Rist ebenso wenig fehlt wie der Buchser Nobelpreisträger Heinrich Rohrer, erstaunt wenig, andere auf der Liste der «Auserwählten» hingegen schon. Noch mehr zu diskutieren geben indes jene, die nicht auf ihr erscheinen. Den jungen Buchmachern ist indes zugute zu halten, dass sie selbstbewusst ihre Auswahl getroffen und dabei nicht – wie sonst üblich – nur Leute mit Rang und Namen berücksichtigt haben.

Leiten liessen sie sich bei ihrer Auswahl nämlich vom thematischen Rahmen «Grenzen», der in der Biografie der Porträtierten eine Rolle spielen muss. Ausserdem wählten sie Personen aus, die durch ihre Eigenart auffallen oder deren Tätigkeiten prägend sind. Diesem Anspruch indes genügen längst nicht alle, die sich wohl selber gerne im Buch wieder gefunden hätten.

Und so stellt sich die Leserschaft bei der Durchsicht des Inhaltsverzeichnisses Fragen wie: Wer ist Kolumbina Müntener oder Jeannine Giezendanner? Wo landete der Fotograf Tomas Muscionico? Was für ein Mensch ist der in Basel lebende Buchser Triathlet Reto Hug? Solche Fragen stellen sich selbst jene Zeitgenossen und -genossen, die am gesellschaftlichen Leben in der Region und an Biografien ihrer Mitmenschen Anteil nehmen. Sie werden nach der Lektüre erstaunt sein, was Menschen in und aus unserer Region geschaffen und wie sie Entwicklungen geprägt haben. Fotograf Peter Fuchs kommentiert in seinem Vor-

wort begeistert: «Eine Region mit gewaltigem Potenzial spiegelt sich auf den folgenden Seiten wider.»

Das Buch präsentiert nicht nur interessante Porträts, es legt auch Zeugnis ab von einer Offenheit unserer Region, die man ihr zuweilen gar nicht zutrauen würde. Zugewanderte aus anderen Landesteilen oder aus dem Ausland wurden in ihrer Entwicklung bestärkt und gefördert, so dass beispielsweise für eine Schauspielerin aus Bosnien oder eine Zahnärztin aus Finnland das Werdenberg zu einem Stück Heimat geworden ist. Und trotz der Enge unseres Tals haben auch Menschen, die hier aufgewachsen sind, sich offen gegenüber Fremdem und Neuem gezeigt, haben den Schritt vom beschaulichen Werdenberg hinaus in die grosse weite Welt gewagt und sind dabei erfolgreich.

Der Vorwurf, die Buchmacher seien bei ihrer Auswahl der Porträtierten etwas gar stark in einem bestimmten – nämlich ihrem eigenen – «Kuchen» hängen geblieben, mag zwar stimmen. Doch genau dieser Vorwurf gereicht dem Buch zum Vorteil, verhilft ihm mitunter zu seinen stärksten Seiten. Der ausgewanderte Buchser Tomas Muscionico, Fotograf für «Newsweek», «Stern» etc. und Gewinner des World Press Award, wird im Buch wie folgt zitiert: «Den Draht zu den Leuten finden, auf sie eingehen, macht drei Viertel einer guten Fotografie aus.» Sowohl beim Betrachten der Fotos wie auch beim Lesen der Texte wird spürbar, wo die Buchmacher diesen Draht zu «ihren» Leuten gefunden haben.

Jene Fotografien von Peter Fuchs, bei denen dies der Fall war, überzeugen nicht nur durch handwerkliches Können und spannende Bildarrangements, sie bestechen vor allem auch durch Unmittelbarkeit, Präsenz und Ausdruckskraft.

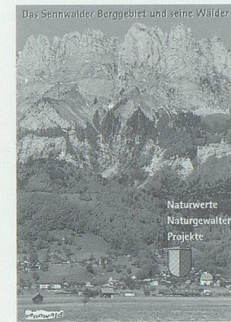
Die 22 x 22 cm grossen Fotografien finden auf den gegenüberliegenden Seiten ihre Pendants in gleich grossen Text-Quadraten. Oliver Häberlin hat das Gemeinschaftswerk modern und sehr elegant gestaltet. Die Strenge der Gestaltung hat jedoch die Arbeit des Autors Pascal Tischhauser erschwert. Wo zu wenig Text vorhanden war – man könnte auch sagen, wo die Textfläche offenbar aus Ermangelung an «Stoff» nicht genutzt wurde – hat Häberlin mit Schriftgrössen und Spaltenbreiten teilweise zu stark gespielt, weil er der strengen Vorgabe des Quadrates ge-

recht werden musste. Andererseits gibt es Porträts, wo man sich weit mehr Raum für den Text gewünscht hätte. Insgesamt können die Texte nicht an die qualitativ hoch stehenden Fotos und die Gestaltung anknüpfen. Wäre die Produktionszeit des Bildbandes insbesondere für den Texter nicht derart knapp bemessen gewesen, hätte vielleicht die eine oder andere konzeptionelle, inhaltliche oder sprachliche Schwäche noch korrigiert werden können. So aber wurde doch einiger Textraum «verschenkt».

Trotz allem: Insgesamt ist die reiche Werdenberger Bibliografie mit «Von und zu Werdenberg. 45 Lebenswege» würdig ergänzt worden.

Heini Schwendener, Rans/Sevelen

Werte und Aufgaben im Sennwalder Berggebiet



*Politische
Gemeinde Sennwald und die
Ortsgemeinden
Frümsen, Haag,
Salez, Sax und
Sennwald (Hg.):
«Das Sennwalder
Berggebiet und
seine Wälder.
Naturwerte,
Naturgewalten,
Projekte».*

Sennwald 2002. 84 Seiten.

Unter der Gesamtleitung von Hans Jakob Reich und Jürg Trümpler haben insgesamt zehn Autoren, die durch langjährige Tätigkeit mit der behandelten Thematik eng vertraut sind, eine attraktive Broschüre geschaffen, die aufzeigt, wie das Berggebiet und dessen Wälder für die Gemeinde Sennwald prägend wirken und welche Aufgaben damit verbunden sind. Die Autoren haben es verstanden, historische und aktuelle Begebenheiten allgemein verständlich und umfassend darzustellen. Diese neueste Publikation, die an alle Ortsbürger der fünf Sennwalder Ortsgemeinden sowie an weitere Interessierte gratis abgegeben wird, setzt eine im Forstkreis Werdenberg lange Tradition der Öffentlichkeitsarbeit fort. Die vorliegende Schrift gewährt sowohl heutigen wie auch kommenden Generationen aufschlussreiche Einblicke in frühere und heutige Probleme des Sennwalder Berg-

gebietes und wird zweifellos zum Naturverständnis breiter Bevölkerungskreise beitragen.

Über die Wurzeln und Aufgaben der fünf Ortsgemeinden in der Politischen Gemeinde Sennwald, die sich aus mittelalterlichen, allmendgenossenschaftlichen Strukturen und aus dem Umbruch zur Zeit der Helvetik entwickelt haben, gibt ein aufschlussreicher Beitrag von Hans Jakob Reich Auskunft. Ausgehend von detaillierten Angaben über den Grundbesitz dieser Ortsgemeinden kommt auch deren heutige Verantwortung für eine der Öffentlichkeit dienende Lebensraumpflege und Bodenpolitik zur Darstellung. Vom gleichen Autor stammt ein Beitrag über die Naturwerte im Sennwalder Berggebiet, das fast die Hälfte der knapp 46 Quadratkilometer umfassenden Fläche der Politischen Gemeinde Sennwald einnimmt und das als Teil des Säntismassivs und zusammen mit dem Bergsturzgebiet des Schlosswaldes im Bundesinventar der Landschaften und Naturdenkmäler von nationaler Bedeutung aufgeführt ist. Im Unterschied zur intensiv genutzten Talebene mit teils grossflächig lückigem Lebensraumverbund weisen die Bergflanke und das zwischen Frümsen und Sennwald daran anschliessende, bis fast an den Rhein reichende Schlosswaldgebiet noch zusammenhängende, gut vernetzte naturnahe Strukturen auf. Eingegangen wird auf den Artenreichtum der Waldungen, auf die vernetzenden Kleinstrukturen wie Lesesteinmauern, Heckengehölze oder naturnah bestockte Fließgewässer als «Lebensadern der Natur» und insbesondere auf die Blumenpracht am Staubererfirst, wo dank dem bisherigen Verzicht auf Schafbeweidung etwa 130 teils gefährdete Pflanzenarten erhalten geblieben sind.

Mit dem Thema «Die Ortsgemeindewälder und ihre Herkunft» befasst sich Michael Berger, der dabei weit in die Geschichte zurückblättert (der Beitrag findet sich unter dem Titel «Der Waldbesitz der Sennwalder Ortsgemeinden» in ergänzter Fassung auch in diesem Buch).

Wie die äusserst steil gelegenen Sennwalder Bergwälder die Siedlungen und ihre Bewohner vor Lawinen, Rufen, Stein- und Felsstürzen zu schützen vermögen, erläutert der Beitrag von Kreisoberförster Jürg Trümpler. Das Wissen um diese Gefahren und um die Schutzwirkung des Waldes war in der Bevölke-

rung schon immer vorhanden, so dass sich der Zustand der Wälder unterhalb der Alpweiden heute als zufriedenstellend präsentiert, obwohl vorab die jungen Bestände nach wie vor der Förderung bedürfen. Trümpler beschreibt auch die in den Archiven aufbewahrten Waldwirtschaftspläne, die Aufschluss darüber geben, mit welchen Problemen sich die Waldbesitzer und der Forstdienst in früheren Zeiten zu befassen hatten; nicht nur die Forstfrevel, sondern vor allem die kriegsbedingten Übernutzungen, die katastrophalen Schäden bei Wolkenbrüchen, die Schaf- und Ziegenwirtschaft und auch die Wildheueri sorgten beim Forstpersonal immer wieder für Arbeit und Unannehmlichkeiten. Damit der Bergwald durch angemessene Pflege und Nutzung seine Schutzfunktion erfüllen kann, bedarf es aber auch der breiten Unterstützung und Akzeptanz durch die Bevölkerung.

Dass ein intakter Bergwald allein nicht genügt, um die am Talrand liegenden Siedlungen zu schützen, belegt der Beitrag von Urs Gunzenreiner über die Bergbachverbauungen. Die steil abfallenden Wildbäche befördern bei Unwettern grosse Geschiebemengen talwärts und können dabei – wie beispielsweise im August 1988 – eine enorme Zerstörungskraft entwickeln. Gegen die Wassergefahr und gegen die zu Rutschungen der Seitenflanken führende Tiefenerosion wurden in Sennwald erst ab etwa 1910 Schutzbauten errichtet. Deren Unterhalt und Erneuerung verschlingen noch heute enorme Geldmengen. Aufschlussreich sind in diesem Zusammenhang verschiedene Übersichten über die Verbauungen und die Einzugsgebiete der verschiedenen Bergbäche.

Da die Sennwalder Dörfer teilweise unmittelbar am Fuss der steilen Bergflanken liegen, drohen ihnen auch Gefahren durch abgehende Lawinen. Werner Heeb zeigt in seinem Beitrag über den Lawinenschutz auf, dass es vor allem dem Bergwald zu verdanken ist, wenn es im Siedlungsgebiet bis heute – auch im Lawinenwinter 1998/99 nicht – zu keinen schwer wiegenden Verwüstungen durch Lawinen gekommen ist.

Schon 1982 wurde über die Ausarbeitung eines Projektes zur Stärkung des Waldgürtels oberhalb der Alpen und damit zur Verminderung des Risikos von Staub- und Grundlawinenabgängen diskutiert. Hans Tinner und Jürg Trümpler stellen

die nun in Realisierung begriffenen Projekte vor. Gleitschneeschutzverbauungen, Aufforstungen sowie die Verjüngung der obersten Waldbestände bezwecken, die Situation an den Bergflanken zu stabilisieren und zu optimieren. Diese Sennwalder Projekte, zu deren Realisierung qualifizierte Fachleute beigezogen wurden, dürften die grössten ihrer Art in der Schweiz sein; sie haben ihre Bewährungsprobe im Lawinenwinter 1998/99 bereits erfolgreich bestanden.

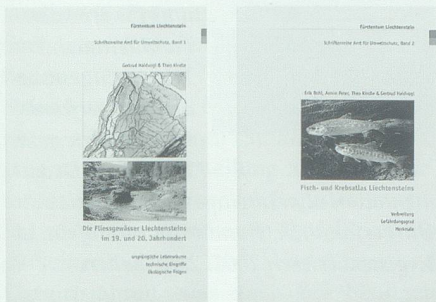
Um die Pflege der Wälder der fünf Sennwalder Ortsgemeinden zu verbessern und die Professionalisierung der immer anspruchsvolleren Waldarbeit zu fördern, wurde 1987 die Forstgemeinschaft Sennwald gegründet. Urs Baldinger zeigt den Wandel auf, der die Bewirtschaftung des Waldes in den vergangenen Jahren prägt: Nicht mehr die Holznutzung steht im Vordergrund, sondern verstärkt die Erhaltung und Pflege des Lebensraumes Wald an sich. Eine wesentliche Voraussetzung hierfür ist die Zusammenarbeit zwischen Waldeigentümern und Forstdienst, die Erweiterung der Kompetenz der Mitarbeiter und die Koordination der Anliegen von Jagdgesellschaften, Naturschutzorganisationen und Behörden. Die Entgegennahme des ersten Preises der Suva im Sommer 2000 als «vorbildlicher Forstbetrieb» dürfte für die Forstgemeinschaft Sennwald nicht nur Genugtuung, sondern auch Ansporn sein, sich weiterhin für eine effiziente Organisation im Dienst der lebenswichtigen Sache Wald einzusetzen.

Dass sich durch die Einwirkungen des Wildes auf den Wald immer wieder Interessenkonflikte ergeben haben, erläutert der Beitrag von Peter Eggenberger und Jürg Trümpler über das Wild und seinen Lebensraum. Seit den achtziger Jahren versuchen Waldbesitzer, Jägerschaft und Forstdienst diese Wald-/Wildproblematik gemeinsam mit Lebensraum- und Jagdkonzepten anzugehen. Weil sich die Probleme grossräumig stellen – die Wildtiere bewegen sich oft weit über die Reviergrenzen hinaus –, sucht man im effor2-Pilotprojekt, in dessen Perimeter die Gemeinde Sennwald liegt, inzwischen über die Kantonsgrenzen hinweg gemeinsam nach Lösungen (diese Thematik wird in diesem Buch im Beitrag «Unser Wild und sein Lebensraum» ebenfalls ausführlich behandelt).

Zusammenfassend lässt sich zum 84 Seiten starken Büchlein sagen, dass es mit

seinen informativen Texten, den übersichtlichen Darstellungen und Plänen sowie den gegen siebzig aussagestarken Bildern nicht nur die Sennwalder Bevölkerung begeistern dürfte, sondern auch in der weiteren Region eine interessierte Leserschaft zu finden verdient. Erhältlich ist die Schrift auf der Gemeindekanzlei in Frumsen. H.G.

Die Zukunft der Gewässer findet sich in den Archiven



Gertrud Haidvogel, Theo Kindler u. a.: «Die Fließgewässer Liechtensteins im 19. und 20. Jahrhundert. Ursprüngliche Lebensräume – technische Eingriffe – ökologische Folgen» (Bd. 1) und «Fisch- und Krebsatlas Liechtensteins. Verbreitung – Gefährdungsgrad – Merkmale» (Bd. 2). Schriftenreihe Amt für Umweltschutz (Hg.). Vaduz 2001. 64 bzw. 83 Seiten.

Die beiden vom Liechtensteiner Amt für Umweltschutz im Herbst 2001 herausgegebenen Schriften verstehen sich als Fortsetzung der bisherigen Arbeiten am «Gewässer- und fischökologischen Konzept» der Internationalen Regierungskommission Alpenrhein. Die inhaltlich aufschlussreichen und überdies hervorragend illustrierten Hefte verdienen im Hinblick auf die sich an den Fließgewässern des Alpenrheintals stellenden gravierenden Probleme auch diesseits des Rheins Beachtung und müssten eigentlich Pflichtlektüre nicht nur von an Lebensraumfragen Interessierten, sondern insbesondere auch der politischen und behördlichen Entscheidungsträger aller Stufen sein. Was die Autorinnen und Autoren am Beispiel Liechtensteins darstellen, lässt sich nämlich ohne Einschränkungen auch auf die st.gallische Talseite übertragen: Die vor allem im 18. Jahrhundert – nicht zuletzt infolge menschlichen Zutuns – massiv gestiegene Bedrohung

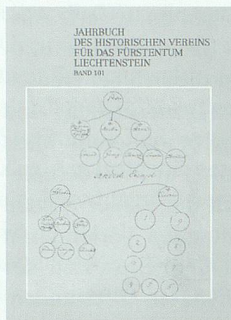
der Bevölkerung und ihrer Siedlungen und Kulturflächen durch Hochwasser und Rufenabgänge führte ab der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts zu umfangreichen Massnahmen, die eine Verminderung der Gefahren und Schäden zum Ziel hatten. Der Rhein wurde begradigt und zwischen hohe Dämme gelegt, die Seitengewässer wurden in monotone Kanäle gefasst oder in Rohre gelegt; in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts wurde zudem der – trotz Rheinkorrektur – fortschreitenden Auflandung des Rheinbetts mit massiven Kiesbaggerungen begegnet, welche die Flusssohle und damit auch den Grundwasserspiegel um bis zu fünf Meter absenkten. Bis vor wenigen Jahren nicht beachtet wurden bei Baumassnahmen an den Gewässern aber die ökologischen Prozesse und Funktionen: die negativen Folgen von deren Beeinträchtigung wurden erst in den letzten Jahren erkannt und anerkannt.

Eine Auswirkung dieses Erkennens ist die im Anschluss an die Rheinkraftwerkdiskussion 1995 von den Kantonen St.Gallen und Graubünden sowie von Liechtenstein und Vorarlberg gegründete «Internationale Regierungskommission Alpenrhein» (IRKA). Sie hat in ihrer Kooperationsvereinbarung den Schutz von Natur und Umwelt als ein Hauptziel formuliert und legte bereits 1997 das «Gewässer- und fischökologische Konzept zur Revitalisierung des Alpenrheins» vor, das – wie inzwischen beidseits des Rheins in Rechtskraft getretene Gesetzesbestimmungen – auf die Erhaltung und Wiederherstellung von natürlichen Lebensräumen und der ursprünglichen Artenvielfalt abzielt.

Mit den beiden vorliegenden Schriften setzt das Land Liechtenstein die Bemühungen der IRKA um die Aufarbeitung der Grundlagen für künftige Gewässerentwicklungskonzepte mit spezifischem Bezug aufs eigene Territorium fort. Das Hauptinteresse der Verfasser der beiden Forschungsarbeiten gilt dabei den Talgewässern, da diese von den ökologischen Veränderungen weit stärker betroffen sind als die Bäche im Berggebiet. Während Band 2 eine ausgezeichnete Übersicht über die desolate Situation der Fisch- und Krebsfauna gibt und an in Liechtenstein realisierten Beispielen auch aufzeigt, wie sich mit Revitalisierungsmassnahmen ermutigende Verbesserungen erzielen lassen, werden im ers-

ten Band die lebensräumlichen Grundlagen beziehungsweise die vom Menschen in die Gewässersysteme getätigten Eingriffe und deren Folgen analysiert. Ausgangspunkt für die Behebung der ökologischen Defizite ist die sich bei Gewässerrevitalisierungen grundsätzlich und im Alpenrheintal in besonderem Mass stellende Problematik: Für «Wiederbelebungen» müssen sich die Planer an den naturnahen Verhältnissen orientieren können, wie sie vor dem Einsetzen der menschlichen Aktivitäten bestanden. Dazu wird nüchtern festgehalten: «Im Rheintal sind aufgrund der vielen Eingriffe und Veränderungen Fließgewässer oder Gewässerabschnitte mit ursprünglichen, gewässertypischen Lebensräumen und Artengemeinschaften nicht mehr erhalten. Die unbeeinflusste Gewässercharakteristik und der Verlauf einzelner Gewässersysteme können nur durch historische Quellen und durch den Vergleich mit ähnlichen, noch annähernd naturnahen Gewässern rekonstruiert werden.» Folgerichtig beinhaltet die Forschungsarbeit die Darstellung des früheren Fließgewässernetzes Liechtensteins anhand historischer Karten und schriftlicher Quellen. Archivarbeit war also gefragt. Oder anders gesagt: Die für unsere Gewässer bessere Zukunft liegt in den Archiven. Sie dort zu finden genügt freilich nicht, wenn daraus nicht Schritte zum Handeln folgen. Die beiden Schriften des liechtensteinischen Amtes für Umweltschutz zeigen denn auch auf, was an zu lösenden Aufgaben ansteht, wobei zugleich festzuhalten ist, dass das Land Liechtenstein in weit höherem Ausmass als die Schweizer Nachbarschaft bereits über die Phase des Forschens und Analysierens hinaus zum Handeln gelangt ist. Erwähnt sei hier die in der vorliegenden Schriftenreihe nebst weiteren Beispielen dargestellte Revitalisierung des Binnenkanals unterhalb von Ruggell, wo die Mündung in den Rhein durch eine Absenkung und Neugestaltung des Gerinnes für die Gewässerfauna wieder voll passierbar gemacht wurde – mit der Wirkung, dass die Zahl der Fischarten im Kanal schon nach einem Jahr von vier auf elf angestiegen ist. Auf Schweizer Seite indes erschöpft sich das «Handeln» vorerst in ein paar punktuellen Eingriffen und im Warten auf die Ergebnisse einer Studie über die Abflusskapazität des Werdenberger Binnenkanals...

Von der Hexenverfolgung bis zur Migrationspolitik



«Jahrbuch des Historischen Vereins für das Fürstentum Liechtenstein». Band 101. Redaktion Klaus Biedermann. Selbstverlag des Historischen Vereins für das Fürstentum Liechtenstein.

Vaduz 2002. 326 Seiten.

Am 20. Juni 2002 wurde im Rahmen einer kleinen Feier der 101. Band des «Liechtensteiner Jahrbuches» der Öffentlichkeit vorgestellt. Der in gewohnt gepflegter Aufmachung und mit vielen zum Teil farbigen Illustrationen versehene Band beinhaltet dieses Mal vier Hauptbeiträge, wobei die Publikation der Magisterarbeit von Karin Schamberger-Rogl an der Universität Salzburg über den «Landts Brauch, oder Erbrecht» von 1667 den grössten Raum einnimmt. Die Autorin bearbeitet darin ein Dokument, das bis zum Jahr 1809 die Grundlage für die landschaftliche Rechtssprechung bildete. Einer mit vielen Abbildungen und erläuternden Skizzen versehenen ausführlichen Einleitung folgt die Edition des Originaltextes. Wichtigster Teil dieses Gesetzestextes ist das Erbrecht, das, wie eingangs erwähnt, bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts Gültigkeit besass.

Die dem Gesetzestext beigefügte Polizeiordnung hielt fest, mit welchen Vorschriften die Obrigkeit Anstand und gottgefälliges Leben der Landbewohner erhalten und damit den guten «alten» Sitten gegenüber den drohenden neuen Einflüssen zur Nachachtung verhelfen wollte.

Die Polizeiordnung regelte im Wesentlichen alles, was die öffentliche Wohlfahrt, das Zusammenleben der Bürger und das Gemeinwohl betraf. So versuchte man mittels dieser heute zuweilen amüsant anmutenden Vorschriften dem Müssiggang, dem Hang zum Luxus, dem übermässigen «Fressen und Saufen» einen Riegel zu schieben. Aber auch der Schutz der Ehe, die Aufrechterhaltung von Ruhe und Ordnung bildeten Inhalt dieses Dokumentes, das einen interessanten Einblick in die Sozialgeschichte bietet. Ausführ-

liche Sacherklärungen und Literaturangaben vervollständigen diesen Beitrag, der auch Nichtfachleuten viel Interessantes bietet.

Der emeritierte Tübinger Professor Hermann Bausinger geht in seinem Artikel der Frage nach, was denn in der heutigen Zeit die Akzente und die Fragestellungen sowie die Methoden der volkskundlichen Arbeit sind und wie sich diese von den «gestrigen oder vorgestrigten» unterscheiden. Obwohl der Autor immer wieder auf die Situation des Fürstentums Liechtenstein eingeht, sind dieser Rückblick und die gleichzeitige Bestandesaufnahme für die Schweizer Leserschaft gleichermaßen interessant. Die ausgezeichneten Fotos unterstreichen die neuen Aspekte und Themen, derer sich die Volkskunde heute annehmen muss.

Ein frühes Dokument über Hexenprozesse in Vaduz am Ende des 16. Jahrhunderts entdeckte Manfred Tschalkner in der Chronik des Maienfelder Pfarrers Bartholomäus Anhorn. Sein kurzer Beitrag wirft ein Schlaglicht auf 70 schreckliche Jahre, während denen allein in Vaduz 180 Personen nachweislich aufgrund der Hexenverfolgungen getötet wurden. Im letzten Hauptbeitrag dieser Jahrbuchausgabe untersuchen Claudia Heeb-Fleck und Veronika Marxer-Gsell die liechtensteinische Migrationspolitik von 1945 bis 1981. Es handelt sich um die Resultate eines Forschungsprojektes, das im Rahmen des schweizerischen Nationalfonds in den Jahren 1998 bis 2001 erarbeitet wurde. Die Thematik führt – beidseits des Rheins – bekanntlich zu bisweilen hitzigen Diskussionen. Dieser Beitrag bietet sachliche Grundlagen und Erkenntnisse, die sich auf wissenschaftliche Untersuchungen und nicht auf Emotionen stützen.

Der Blick auf die in den letzten Jahren neu erschienenen Werke für historisch Interessierte richtet sich bei den Rezensionen verständlicherweise in erster Linie auf das einheimische Schaffen; er fällt zwar auch auf die Bündner Nachbarschaft, führt aber am nicht vertretenen Werdenberg vorbei über die Grenze ins Vorarlbergische...

Nachfolgend an die Jahresberichte des Historischen Vereins und des Landesmuseums stellt Norbert W. Hasler ein mit vielen farbigen Abbildungen versehenes, gut kommentiertes Inventar der in Liechtenstein vorhandenen Votivtafeln und

-bilder vor, das den Abschluss dieses durch Themenwahl, Inhalt und Ausführung überzeugend gestalteten Jahrbuches bildet.

M.S.

Ein neues Triesner Familienbuch



Gemeinde Triesen (Hg.), Anton Banzer und (Bd. 6) Franz Tschol (Redaktion und Bearbeitung): «Triesner Familienbuch. Die alteingesessenen Bürgerfamilien von Triesen». Band 1–5: Dokumentation aller alteingesessenen Triesner Bürgerfamilien, Band 6: Stammtafeln, Register. Triesen 2001. 2439 Seiten.

Im Herbst 2001 ist in Triesen ein Werk in sechs schweren, grossformatigen Bänden vorgestellt worden, das von den Bewohnern dieser Gemeinde mit besonderem Interesse aufgenommen wurde. Diese Teilnahme verwundert nicht, handelt es sich beim Triesner Familienbuch doch um eine Darstellung der Stammbäume und Verwandtschaften aller 26 alteingesessenen Triesner Familien seit Beginn der Überlieferung in den Pfarrbüchern (1640) bis herein in die Gegenwart. Als alteingesessen gelten hier alle Geschlechter, deren Triesner Bürgerrecht bereits vor dem Jahr 1900 bestand.

Zur Darstellung kommen demnach die Geschlechter Banzer, Barbier, Bargetze, Beck (Bd. 1); Eberle, Erne/Erni, Feger, Frommelt, Gantner, Gassner, Heidegger, Hoch (Bd. 2); Kindle/Kindli (Bd. 3); Lampert, Marogg, Negele/Nägele, Niedhart, Nigg, Rig (Bd. 4); Risch, Schurte/Schurti, Sprenger, Trefzer, Tschol, Verling, Walser (Bd. 5). Ihre Mitglieder sind nach einem übersichtlichen System vollständig aufgeführt, das zwischen den Verwandtschaften hin und her führt. Eine wichtige Rolle zur Identifizierung von Familienstämmen bei stark verbreiteten Geschlechtern spielen nach wie vor die Sippschaftsnamen (s Fescher-Banzers, s Dreia-Peters), die denn auch überall im Werk bei den grossen Familienverbänden zur Untergliederung eingesetzt worden sind (so werden etwa beim Stamm Kindle II die

folgenden Sippschaften unterschieden: *s Alta Rechters*, *s Kassiera*, *s Marti-Kindlis*). Eine grosse Zahl alter und neuerer Familienfotos und Porträtbilder liessen sich auf den grossflächigen und (bedingt durch die Darstellungsweise) nur teilweise bedruckten Buchseiten unterbringen; sie lockern nicht nur die streng systematische Darstellung angenehm auf, sondern lassen im kundigen Betrachter auch viele Erinnerungen wach werden und geben überdies dem Aussenstehenden Einblicke in ein Dorf- und Familienleben, das von der gleichen sichtbar schlichten und ländlichen Prägung war, wie man dies auch im Werdenberg nicht viel anders kennt.

Band 6 enthält auf 80 übersichtlichen, wo nötig ausklappbaren Stammtafeln eine schematische Darstellung aller Stämme, ferner ein alphabetisches Register, geordnet nach Familiennamen und innerhalb derselben wieder nach Vornamen und Geburtsjahren, was auch bei häufigen Gleichnamigkeiten eine eindeutige Identifikation der Personen ermöglicht.

Die Aufmachung des gewichtigen Werkes ist graphisch sehr ansprechend; die Texteinträge sowie die Stammtafeln werden mittels farbiger Balken und Kästchen (blau für männliche, rot für weibliche Personen) übersichtlich gegliedert; auch im Register in Band 6 kommen Farben zum Einsatz, die dem Suchenden die Orientierung erleichtern. Die ganze äussere Ausstattung des Triesner Familienbuches ist reichhaltig und zeugt vom Einsatz bedeutender Mittel.

Dem heutigen Werk zugrunde liegt eine in jahrelanger Arbeit zusammengetragene Sammlung des Triesner Pfarrers und Geschichtsforschers Fridolin Tschugmell (1896–1981), dessen handschriftliches Manuskript «Familienbuch 1640–1977» neben den Personendaten auch Stammbäume aller alteingesessenen Geschlechter enthält. Im Band 58 des Jahrbuchs des Historischen Vereins für das Fürstentum Liechtenstein ist ein Beitrag «Triesner Geschlechter 1273–1958» vom selben Fridolin Tschugmell nachzulesen. Aus Anlass der hundertsten Wiederkehr seines Geburtstages beschloss der Gemeinderat im Jahr 1996, die genealogischen Aufzeichnungen Tschugmells als Familienbuch zu publizieren und bis Ende 2000 weiterzuführen.

Mit der Bearbeitung wurde Anton Banzer, lic. phil., betraut, der, selber Bürger und in Triesen aufgewachsen, mit den

Verhältnissen im Ort wohlvertraut ist und zudem als langjähriger Mitarbeiter an dem (vom Schreibenden begründeten und geleiteten) Forschungsunternehmen *Liechtensteiner Namenbuch* für diese Aufgabe gut gerüstet war.

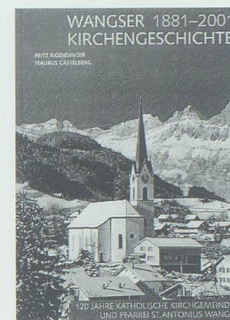
Dem Sprachkundigen fällt in der Liste der altverbürgerten Triesner Namen der hohe Anteil an romanischen Formen auf. Dieselbe Beobachtung liesse sich nun freilich in der Umgebung von Triesen beidseits des Rheins allgemein machen. Die sprachliche Deutung solcher Namen fällt allerdings nicht in den Aufgabenbereich eines Familienbuches: dieses hat sich zunächst ganz auf die genealogischen Bezüge zu beschränken. Sprachhistorische Erklärungen sind in Liechtenstein erst von einem – ebenfalls als Teil des Forschungsprojekts *Liechtensteiner Namenbuch* geplanten und in Arbeit befindlichen – *Personennamenbuch* zu erwarten, welches dann nicht bloss die Familiennamen des Landes, sondern auch die Vornamen in ihren lokalen und individuellen Rufformen, dann das weite Feld der Übernamen und Sippschaftsnamen in ihrer sprachlichen Form erklären und in ihrer sozialen Funktion erläutern soll.

Das hier angezeigte Werk und sein Umfeld ist auch für uns Werdenberger von hohem Interesse – schliesslich verfügen wir in unseren Dörfern über ein nicht weniger reichhaltiges und interessantes Namenmaterial, das einer ähnlich sorgfältigen und ansprechenden Darstellung würdig wäre. Auch an Vorarbeiten fehlt es nicht ganz: unbedingt zu nennen ist hier das handschriftliche Genealogiewerk der Gemeinde Wartau aus der Feder des Lokalhistorikers Jakob Kuratli, das weiterzuführen und zu publizieren nun allerdings auch eine schöne Aufgabe wäre.

Für die übrigen Gemeinden des Bezirks Werdenberg liegen ohne Zweifel auch da und dort Anfänge und Teilbearbeitungen familiengeschichtlicher Bezüge, etwa in Form von Einzelstammbäumen, vor. Ein grosser Wurf indessen, ein zusammenhängendes und fachkundiges Unternehmen, das nebst den exakten Auszügen aus den Kirchenbüchern auch den – eben noch erfassbaren – reichen Schatz an Ruf- und Sippschaftsnamen in unseren Dörfern vor dem baldigen Untergang retten würde, ist bis anhin bei uns nicht in Sicht, so wenig wie eine systematische sprachwissenschaftliche Bearbeitung des Personennamenschatzes.

Es sollte nun freilich weder mit dem einen noch mit dem anderen länger zugewartet werden, denn schon die heute mittlere Generation kennt die traditionellen Verhältnisse nicht mehr mit zureichender Sicherheit. Es wäre eine schöne Aufgabe für unsere Historisch-Heimatkundliche Vereinigung, hier mit der Gründung einer (alle Gemeinden des Bezirks umgreifenden) «Arbeitsgruppe Familienforschung» einen hoffnungsvollen Anfang zu machen. H.S.

Tradition und Wandel im katholischen Gemeindeleben



Fritz Rigendinger, Maurus Castelberg, «Wangser Kirchengeschichte 1881–2001.

120 Jahre Katholische Kirchengemeinde und Pfarrei St. Antonius Wangs».

Katholische

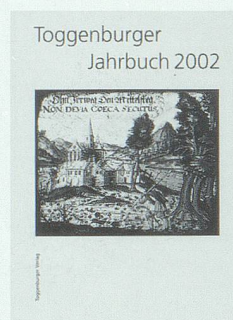
Kirchengemeinde Wangs (Hg.). Wangs 2002. 119 Seiten.

Der Spruch «Die Kirche bleibt im Dorf» illustriert die Bedeutung der Kirche als Bauwerk und die rechtliche Organisation der Kirchengemeinde für unsere Dörfer; eine Beschreibung ihrer Geschichte gibt Einblick auch in die Entwicklung der gesellschaftlichen Verhältnisse. Dies gilt auch für die kleine Dokumentation der Wangser Kirchengemeinde: Die Pfarrei Wangs, entstanden mitten im Kulturkampf durch Ablösung von der alten Grosspfarre Mels, war in ihrem inneren Leben vor allem bestimmt durch den Charakter und das Wirken der jeweiligen Pfarr-«Herren». Mit grossem Einfluss suchten sie das für das Sarganserland typische katholisch-konservative Sondermilieu bis in die sechziger Jahre des letzten Jahrhunderts zu erhalten und die oft äusserst rigiden Moralvorstellungen durchzusetzen. In ihrer Abwehr von liberalem Gedankengut standen sie häufig in grossen Spannungen zur Kirchenverwaltung und zur Bevölkerung.

Eher kurz dargestellt ist die jüngste Geschichte seit dem Zweiten Vatikanischen Konzil mit dem gesellschaftlich-religiösen Wandel zur Seelsorgeeinheit Sargans-Vil-

ters-Wangs. Daneben gibt die Bau- und Renovationsgeschichte der Kirche mit den Auseinandersetzungen um das zerstörte Chorfresko von Willy Koch von 1953 ein Beispiel für das Ringen um verschiedene religiöse Werthaltungen. So stehen für einmal nicht die mittelalterlichen Ursprünge, sondern die auf den traditionellen Klerus ausgerichtete Struktur einer katholischen Kirchgemeinde im Mittelpunkt, und die gesellschaftlichen und ästhetischen Auseinandersetzungen um den Bau und die Restauration der Dorfkirche vermitteln Einblicke in die Mentalitätsgeschichte der letzten 120 Jahre. Das macht die kleine Schrift über die Grenzen des Sarganserlandes und die konfessionellen Schranken hinaus interessant. Otto Ackermann, Fontnas

Ein bunter Strauss an kulturellen und heimatkundlichen Themen



«Toggenburger Jahrbuch 2002». Redaktion Patrick Bernold, Hans Büchler, Beat Bühler, Jost Kirchgraber. Toggenburger Verlag, Wattwil 2001. 254 Seiten.

Der zweite Jahrgang des «Toggenburger Jahrbuches» präsentiert sich als bunte Mischung verschiedenster Themen. Wie schon in der Ausgabe 2001 hat das Redaktionsteam bewusst darauf verzichtet, ein Einzelthema ausführlicher zu behandeln und dafür den Bogen weit gespannt: von der Wirtschaftsgeschichte neuesten Datums über historische Abrisse und diverse literarische Beiträge bis hin zu einer kritischen Betrachtung des Informatikzeitalters findet sich beinahe für jedes Interesse etwas. Die Fülle der Beiträge widerspiegelt, worauf die Redaktoren

Hans Büchler und Jost Kirchgraber im Vorwort hinweisen: den grossen Schatz an «Neuentdeckungen, Ereignissen und Tatsachen», die das Toggenburg für den heimatkundlich und kulturell Interessierten bietet. Umso erfreulicher ist es, wenn diese Schätze gehoben und einem grösseren Publikum zugänglich gemacht werden.

Den Anfang macht ein bereits in der NZZ-Ausgabe vom 4./5. August 2001 erschienener, mit eindrucklichem Bildmaterial versehener Artikel von Rea Brändle (Text) und Guido Baselgia (Fotos) über «Wattwil im Jahr null nach Heberlein». Ein weit über die Region hinaus bekanntes Unternehmen, das das wirtschaftliche und kulturelle Leben einer ganzen Taltschaft während Jahrzehnten bestimmt hatte, schliesst seine Tore: für Wattwil wahrlich das Ende einer Epoche! Die eigenen Erinnerungen der in der Region aufgewachsenen Autorin und die Stimmen von direkt Betroffenen verleihen der Schlagzeile ein persönliches, eindruckliches Gesicht.

Martin Peter Schindler berichtet in seinem Beitrag über die bereits 1955 gemachten Funde auf der St.Iddaburg, die eine Besiedlung des Toggenburgs schon vor 3000 Jahren beweisen. Sein aufschlussreicher, auch für den Laien gut verständlicher Aufsatz gibt nicht nur Auskunft über die Besiedlungsgeschichte des Toggenburgs, sondern zeigt auch, dass die Fundkarten offensichtlich eine Leere vorspiegeln, die kaum mit den tatsächlichen Gegebenheiten übereinstimmen kann.

Der 1998 verstorbene Wiler Kunstmaler und Grafiker Georg Rimensberger hatte als profunder Kenner 1995 einen Artikel für die «Toggenburger Annalen» verfasst, der sich im Zusammenhang mit der Herrschaftsgeschichte der Toggenburger Grafen mit dem Burgnamen Toggenburg befasste. Der Tod von Bernhard Anderes verunmöglichte allerdings eine Publikation. Wenige Tage vor seinem eigenen Ableben lieferte Rimensberger einen

weiteren Aufsatz ab, der wiederum die Toggenburger zum Thema hatte, diesmal ihre Beziehung zu den Herzögen von Zähringen. Posthum ist dieser nun, zusammen mit interessanten Bildern, zugänglich gemacht.

Vor zwei Jahren führte die kantonale Denkmalpflege eine Umfrage durch, um den Bestand an historischen Turmuhren zu ergründen. Mehr als ein Drittel der st.gallischen Turmuhren stammt demnach aus der Zeit von vor 1920. Das älteste Uhrwerk des Kantons befindet sich im Kapuzinerinnenkloster Maria Hilf in Altstätten und läuft immer noch. Auch im Toggenburg finden sich geschmiedete Uhrwerke, wie Pierre Hatz in seinem Beitrag aufzeigt.

Weitere Beiträge befassen sich unter anderem mit der 500-jährigen Badetradition im Rietbad, dem Sennereimuseum in Unterwasser, der Korrektur der Landstrasse Lichtensteig-Schönengrund, den Erinnerungen eines Ausland-Toggenburgers, mit dem «Hündchen Bräkers», mit der Renovation der Pfarrkirche Ricken und dem Schaffen diverser Toggenburger Künstler.

Die Dynamik des Informatikzeitalters mit seinem rasanten Tempo in der Informations- und Kommunikationstechnik untersucht Anton Heer kritisch und stellt fest, dass traditionelle Frage- oder Problemstellungen kaum noch gefragt sind. Der Verlust an Daten, seien sie nun «traditioneller» Art, also auf Papier, oder aber auch elektronischer Natur schreitet in beängstigendem Tempo voran: das Problem der Sicherung ist noch keineswegs gelöst, trotz immer besserer technischer Möglichkeiten. Droht somit ein kollektiver Gedächtnisverlust? Anton Heers Gedanken sind nicht nur hoch interessant, sondern sollten übers Nachdenken hinaus zum Handeln führen!

Buchbesprechungen, eine Chronik sowie ein Autorenregister schliessen den bunten Reigen des Toggenburger Jahrbuches 2002 ab. M.S.